

Traudel Weber-Reich

Im Jahre 1866, ein Jahr nach der Gründung der katholischen Gemeindepflegestation Stift Mariahilf durch Vinzentinerinnen, wurden erstmals zwei Diakonissen aus dem Mutterhaus der Henriettenstiftung in Hannover, Schwester Louise Steinhöfel (1834-1909) und Schwester Emma Lülff (Lebensdaten unbekannt), von einer evangelischen Kirchenvorsteherkommission in die Universitätsstadt Göttingen berufen, weil man auch in evangelischen Gemeinden eine "geordnete Krankenpflege" als notwendig erkannt hatte, nicht zuletzt wegen der häufig auftretenden Typhusfälle. Zudem wollte man das Feld der Hauskrankenpflege, das wie kein anderes für die Innere Mission zu nutzen war, nicht den Katholikinnen überlassen. Das berufliche Engagement der Diakonissen führte vier Jahre später zur Gründung der ersten diakonischen Institution der Stadt, der „Diakonissenanstalt Bethlehem“ mit Kinderhospital, einer eigenständigen Stiftung, ausgestattet mit den Rechten einer juristischen Person. Binnen eines Jahrhunderts entfalteten insgesamt 75 Diakonissen kontinuierlich - trotz schwerer wirtschaftlicher Einbrüche durch zwei Weltkriege – eine beachtliche Pflege- und Leistungstätigkeit in den ständig wachsenden und sich spezialisierenden Einrichtungen des Stifts: Die Gemeindepflegestationen vermehrten sich,

aus dem Kinderhospital Bethlehem wurde eine chirurgische Krankenanstalt mit Kinderstation und hinzu kamen die Privatklinik Neu-Bethlehem sowie die Altenheime Klein-Bethlehem und Alt-Bethlehem. Im Jahre 1966 musste das Mutterhaus alle Diakonissen aus den Arbeitsfeldern in Göttingen wegen Schwesternmangel zurückrufen.

Als ich im Herbst 1995 an Frau Oberin Erika Krause im Diakonissenmutterhaus Henriettenstiftung herantrat mit der Bitte um Einsicht in Personalakten von Göttinger Diakonissen, die teilweise auch Dokumente aus der NS-Zeit enthalten, sagte sie in einem ruhigen, sicheren Ton: „Ich glaube, es ist jetzt an der Zeit, über das, was hier erlebt wurde, zu berichten; wir sollten uns der Geschichte öffnen.“<sup>2</sup> Einige Zeit später ergab sich ein Gespräch mit zwei Diakonissen, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Göttingen tätig waren. Ich fragte sie, ob sie die ebenfalls in Göttingen tätig gewesenen Diakonissen Marie von Alm (1883-1960), Luise Heinrich (1884-1968), Minna Siebrecht (1898-1990) und Emma von Hanffstengel (1892-1960) gekannt hatten. Als Erinnerungshilfe fügte ich hinzu, Oberin von Hanffstengel hatte Zwangsarbeiterinnen im Krankenhaus Neu-Bethlehem am Mittagstisch zusammen mit dem übrigen Küchenpersonal essen lassen und wurde deswegen denunziert, kam aber noch glimpflich mit einer Geldstrafe davon, und Minna Siebrecht wurde für ihre mutige Hilfe in der Gemeindepflege von der Gestapo in ein Arbeitslager gesperrt. Die Antwort der Diakonissen laute-

<sup>1</sup> Dieser Beitrag ist die leicht überarbeitete Fassung eines Vortrags, den die Autorin am 15. November 2001 im Diakonissenmutterhaus Henriettenstiftung in Hannover gehalten hat. Er ist entstanden auf der Grundlage von zwei Studien, die inzwischen beide publiziert sind und in denen auch alle hier verwendeten Quellen detailliert ausgewiesen sind. Siehe Weber-Reich, Traudel: Pflegen und Heilen in Göttingen - Die Diakonissenanstalt Bethlehem von 1866 bis 1966. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1999, bes. S. 153ff. Und dies.: „Wir sind die Pionierinnen der Pflege...“ – Krankenschwestern und ihre Pflegestätten im 19. Jahrhundert am Beispiel Göttingen (=Robert Bosch Stiftung, Reihe Pflegewissenschaft). Verlag Hans Huber, Bern, Göttingen, Toronto, Seattle 2003, bes. S. 72ff.

<sup>2</sup> Frau Oberin Erika Krause und Herrn Archivar Andreas Sonnenburg vom Diakonissenmutterhaus Henriettenstiftung in Hannover sei herzlich gedankt für die hilfreichen Gespräche und dafür, dass ich einen ungewöhnlich tiefen Einblick ins Schwesternarchiv erhalten habe, um im Auftrag des Stifts Alt- und Neu-Bethlehem in Göttingen das Projekt „Geschichte der Diakonissenanstalt Bethlehem“ durchführen zu können.

te: „Woher wissen sie das? Wir kannten die Mitschwestern, aber über die NS-Zeit haben wir nie gesprochen. Sie wissen mehr als wir.“

Das Nichtsprechen, das kollektive Schweigen, spielte allgemein eine wichtige Rolle im Umgang mit der NS-Geschichte, so auch innerhalb der Henriettenstiftung. Aber warum wurde in der Schwesternschaft so lange geschwiegen? Sogar Ereignisse, in denen Diakonissen ohne Beachtung der eigenen Gefahr aus purer Nächstenliebe anderen geholfen haben und Zivilcourage bewiesen, auch über solche Vorbilder wurde geschwiegen, warum? Als außen stehende Beobachterin, die sich mit einem Teil der Geschichte des Mutterhauses eingehender befasst hat, bin ich zu der Auffassung gelangt, dass es gerade die Sprachmächtigkeit der Diakonissen war, die im Laufe der Mutterhausgeschichte immer wieder zur Disposition stand. Das heißt, die Möglichkeit der freien Äußerung in Wort und Schrift war für sie keineswegs eine Selbstverständlichkeit. Dies ist notwendiger Weise mit zu berücksichtigen, wenn es um das Verständnis für Biographien von Mutterhausangehörigen geht. Ich beschränke mich daher in meiner Darstellung nicht auf die Zeit von 1933 bis 1945, sondern greife in beide Richtungen weit aus. Beispielhaft gehe ich auf die Lebensgeschichten von Diakonisse Marie von Alm und Diakonisse Minna Siebrecht ein.

Die Tradition im Diakonissenmutterhaus wurde maßgeblich geprägt durch Pastor Johannes Samuel Büttner (1831-1905), der 36 Jahre lang, von 1869 bis 1905, das Amt des Vorstehers bekleidete. Vor ihm aber hatte Oberin Emmy Danckwerts (1812-1865) das Sagen. Sie war nach dem Willen von Königin Marie von Hannover, der Stifterin der Henriettenstiftung, im Gründungsjahr 1860 als erste Frau in die oberste Leitungsposition berufen worden und blieb die einzige. Für die da-

malige Zeit verfügte Oberin Danckwerts über eine ungewöhnlich umfassende Bildung. Von Beruf war sie staatlich examinierte Apothekerin (Theodor Fontane war ihr Lehrmeister) mit Erfahrungen in der Krankenpflege, der Krankenhausleitung sowie in der demokratisch orientierten Mutterhausleitung. Sie stammte nämlich nicht aus einem Mutterhaus nach Kaiserswerther Prägung mit einem Pastor, genannt Inspektor oder Hausvater, an der Spitze. Gezielt hatte Emmy Danckwerts das von Oberin Marianne von Rantzau (1811-1855) geführte Diakonissenmutterhaus Bethanien in Berlin ausgewählt, wo sie sich heranzubilden und zur Diakonisse einsegnen ließ. Zeitweise hatte sie das Amt der Probemeisterin bekleidet, dies war neben der Oberin und deren Stellvertreterin eines der drei leitenden Ämter in der bethanischen Schwesternschaft gewesen.

Im Henriettenstift oblag es Oberin Emmy Danckwerts, eine eigenständige Diakonissengemeinschaft mit Pflegeausbildung aufzubauen und im Mutterhaus ein Krankenhaus zu führen zur Verbesserung der medizinisch-pflegerischen Versorgung von hannoverschen Kranken. Selbst Gerhard Uhlhorn (1826-1901), Mutterhauspastor im Nebenamt, rechtfertigte nach außen hin das „weibliche Regiment“ im Henriettenstift, wenn er meinte, bei einer Leitung durch Hauseltern wie in Kaiserswerth habe nach Gottes Ordnung immer der Hausvater die eigentliche Leitung. Bei einem Diakonissenhaus aber dürfe die eigentliche Leitung nicht in den Händen des Mannes, sondern müsse in denen der Frau, einer Diakonisse liegen. Eine auf Schritt und Tritt kontrollierte Vorsteherin schade ihrem Ansehen bei den Schwestern. Weiter führte er aus:

„Liegt aber so die Leitung des Hauses [wie in der Henriettenstiftung] in den Händen der Oberin, so soll dieselbe keineswegs eine unumschränkte o-

der gar willkürliche sein. Im Interesse der Oberin, wie der Schwestern und des ganzen Hauses liegt es, daß die Oberin es zu einem möglichst offenen Austausch mit den Schwestern kommen lasse, einmal durch regelmäßige Schwesternkonferenzen, sodann in einem Rathe der Schwestern, der die Oberin unterstützt. Bei der Einsegnung von Probeschwestern ist den Schwestern das Veto unbedingt zuzugestehen, sonst kommt nicht zu einer wirklichen Schwesternschaft. Auch müssen die Schwestern, sei es durch Wahl oder durch ein Zustimmungsrecht, Einfluß auf die Ernennung der Oberin haben.“

Man könnte sich nun vorstellen, dass diese wahrhaft fortschrittliche, weil frauenfreundliche und für die damalige Gesellschaft bemerkenswert demokratische Einstellung durch die in Vereinen sich organisierende bürgerliche Frauenbewegung noch bestärkt wurde. Denn diese hatte von Anfang an die Förderung des Mitspracherechts, der Selbständigkeit, der Bildung, Berufsausbildung und Berufsausübung von Frauen zum Ziel. Gerade im Beruf Pflege bewährten sich bereits die ersten Frauen als Oberinnen in Spitzenpositionen von Krankenanstalten. Zu den Vorreiterinnen zählte Ida Arenhold (1798-1863), die Gründerin des hannoverschen Frauenvereins für Armen- und Krankenpflege im Jahre 1840 und Leiterin des Friederikenstifts. Die frühen Oberinnen traten mit erstaunlichem Selbstbewusstsein auf. Sie bildeten Schwesternräte, hielten Schwesternkonferenzen ab, trafen kompetent wichtige Entscheidungen, führten einen regen Schriftwechsel mit Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und genossen wegen ihres Erfolgs im diakonisch-pflegerischen Bereich Achtung und Vertrauen über konfessionelle Grenzen hinweg.

Die Henriettenstiftung schloss sich der im Jahre 1861 von Pastor Theodor Fliedner (1800-1864)

ins Leben gerufenen Kaiserswerther Generalkonferenz an. Bald zeigte sich, dass die Diakonissenpastoren mehrheitlich die liberalen Züge der Frauenbewegung ablehnten. Pastor Büttner, der nach Oberin Danckwerts' frühem Tod mit Billigung von Gerhard Uhlhorn deren Leitungsposition eroberte, sorgte auch in Hannover für eine Wende. Er führte patriarchale Strukturen im Mutterhaus ein. Eine Zusammenarbeit mit Frauenvereinen, so hieß es, sei deshalb nicht mehr möglich, weil diese den Grundsatz vertraten, „Frauen helfen Frauen“ und in die Leitung, wenn nicht ausschließlich, so doch bevorzugt, Frauen beriefen. Eine Frau mit Ausschlag gebender Stimme aber könne man nicht (mehr) akzeptieren. Frauenfeindliche Apostelzitate (wie Paulus, 1. Kor. 14, 33-35) wurden benutzt, um von Diakonissen Gehorsam zu fordern und ihnen Schweigsamkeit aufzuerlegen. Favorisiert wurde in Zukunft ihr „stillter Wandel ohne Wort“. Büttner betonte noch auf dem 29. Kongress für Innere Mission im Oktober 1897: „Alles, was das Weib über die Grenze des Häuslichen und Familiären hinausführt, was also mit der sog. Emanzipation sich berührt oder deckt, haben wir im Namen des Evangeliums mit voller Entschlossenheit zurückzuweisen.“

Demnach war der Frauenbewegung keine Chance gegeben, auf das Mutterhaus stärkend und stabilisierend einzuwirken, im Gegenteil: Satt der zu erwarteten kooperativen Unterstützung auf dem Weg zur Gleichberechtigung hat sie eher eine konservative Gegenbewegung ausgelöst. Denn Mutterhausvorsteher vereitelten Kontakte mit der Frauenbewegung und verlangten von Diakonissen Schweigsamkeit und Gehorsam zu einer Zeit, als andere Frauen in einem nie zuvor dagewesenen Maße ihre mündliche und schriftliche Ausdrucksfähigkeit sowie ihre persönliche Eigenständigkeit erprobten.

Dennoch haben auch Henriettenstift-Diakonissen in Krankenhäusern, Altenheimen, Gemeindeambulanzen, Kindergärten, Waisenhäusern, Kriegslazaretten und sogar in Stadtverwaltungen, beispielsweise im Waisenrat, ihre individuelle Eigenständigkeit und Führungsstärke bewiesen und ohne Schonung ihrer eigenen Kräfte gesellschaftlich wichtige Pionierarbeit geleistet. Dadurch haben sie dem Mutterhaus ein hohes Ansehen verschafft, wie die Beispiele im mutterhausfernen Göttingern belegen. Die Chroniken des Mutterhauses hingegen berichteten erstaunlich wenig darüber. Die Darstellungen der einzelnen Arbeitsfelder der Schwestern sind meist so allgemein gehalten, dass ein Bezug zu einzelnen Diakonissen nur in Ausnahmefällen möglich ist. Dies war nicht Zufall, sondern Absicht, denn die pastoralen Vorsteher übernahmen auch die Rolle der Chronisten. Pastor Schwerdtmann stellte der 352 Seiten umfassenden Festschrift zum 50jährigen Bestehen „Das Henriettenstift und seine Arbeitsgebiete 1885-1910“ (1910) die Erklärung voran, er führe fort, was Büttner im „Jubelbüchlein“, der Chronik zum 25jährigen Bestehen, 1885 begonnen hatte, nämlich: „die Praxis[...] Namen der einzelnen Diakonissen, auch wenn bedeutende Wirkungen von ihnen ausgegangen sind, in der Berichterstattung nicht zu nennen“. Das heißt, selbst in der eigenen Geschichte fanden sich die Diakonissen nicht wieder. Somit war ihnen auch der Boden für eine fruchtbare Auseinandersetzung nachhaltig entzogen.

Aus der Weimarer Zeit ist bekannt, dass Diakonissen wiederum am allgemeinen Emanzipationsschub teilhaben wollten. Sie stellten berechnete Forderungen nach einer Verkürzung der Arbeitszeit, angemessenen Schwesterngehältern und auch nach einer Lockerung der Schwesternordnung. Die Mutterhausleitung hingegen sprach von einer Krisenzeit, in der die Unzufriedenheit

unter den Diakonissen wuchs, die Autorität untergraben, die Ordnung bekämpft und der Zügellosigkeit Vorschub geleistet wurde.

1933 begrüßte die Mutterhausleitung die NS-Diktatur offiziell als „Stunde der nationalen Wiedergeburt“, weil sie angeblich die Herstellung der alten Ordnungen versprach, im Volk wie im Mutterhaus. Auch behauptete man, mit dem Führerprinzip sei das Mutterhauswesen von jeher unlöslich verbunden. Mutterhausvorsteher Otto Meyer (Jg. 1885, Vorsteher von 1926-1955) ließ sich „respektvoll König Otto“ nennen. Ihm unterstellt war Oberin Marie Fromme (1862-1942) und seit 1937 deren Amtsnachfolgerin Margarete Florschütz (1894-1969).

Im mutterhausfernen Göttingen hatte im April 1929 die 46jährige Diakonisse Marie von Alm die Hausmutterrolle im Altenheim Alt-Bethlehem übernommen. Mit ihr bewohnten eine Verbandschwester, zwei Gemeindediakonissen, eine Hausgehilfin und 14 Pensionärinnen das Haus, weshalb es auch „Diakonissenheim“ oder „Damenstift“ genannt wurde. Die wenigen Informationen, die aus der NS-Zeit greifbar sind, berichten von einem ständig vollen, oft überfüllten, Stift und von der kräftemäßig meist überbeanspruchten Hausmutter. Denn vor allem während des Krieges lasteten alle Arbeiten auf ihr. Hausgehilfinnen, so hieß es, seien nicht mehr zu bekommen. In der Sitzung des Kuratoriums am 13. April 1943 klagte man:

„In Alt-Bethlehem hat der Personalmangel noch immer nicht behoben werden können[...] Es darf so nicht weiter gehen, da jetzt die leitende Schwester selbst alle grobe Arbeit verrichtet unter ständiger Einschränkung ihrer Nachtruhe. Sie

treibt mit ihren Kräften Raubbau, auch hat sie seit Jahren keinen Erholungsurlaub genossen.“

Aber der Personalmangel blieb bestehen, und Schwester Marie blieb nichts anderes übrig, als trotz ständiger Überforderung das Mögliche zu leisten und auf Unvorhergesehenes zu reagieren. Sie schrieb im März 1944 an Vorsteher Meyer: „Bis auf kleine Erkältungen waren wir - Schw[ester] Ida [Stockleben] u. ich, immer gesund, Krankheiten können wir uns nicht leisten sonst steht die Karre still! - wir haben viele Alarme aber G[ott] s[ei] D[ank] keine Bombenabwürfe.“

Gegen Ende des Krieges mussten die Schwestern mit ihren Pensionärinnen häufiger im Gewölbekeller des Hauses Schutz suchen. Am 13. Januar 1945 berichtete Hausmutter Marie ihrer Oberin in Hannover: „Göttingen hatte am 1. Januar den 3ten Angriff, der allerlei anrichtete.“ Am 8. April 1945, unmittelbar nach dem Einmarsch der amerikanischen Kampftruppen in die Stadt, war der Zweite Weltkrieg für Göttingen zu Ende. Die Amerikaner wurden von den Schwestern begrüßt, weil die Waffen ruhten. Zwei Weltkriege hatte Diakonisse Marie von Alm in Alt-Bethlehem durchgestanden.

Für Reflexion und Neuorientierung blieb wenig Zeit. Dennoch veränderte sich die Stimmung im Haus spürbar. Dies deutete Hausmutter Marie an, als sie schrieb: „Die letzten 12 Jahre unter dem Gewalt- u. Schreckensregiment von Hitler waren bes. schwer...“ Außer an den Folgen der körperlichen Überanstrengung und der allgemeinen Nachkriegsnot litt sie an Gefühlen der Schuld, obwohl sie, wie sie sich selbst zugute hielt, ihre Arbeit „mit viel Fleiß u. Hingabe getan habe.“ Das Mutterhaus bot ihr keine Gelegenheit zu ei-

ner Aussprache. Schwester Marie fasste den Entschluss, die Türen ihres Stifts weit zu öffnen, um zu erfahren, wo sie helfen, und vor allem, wo sie Anschluss und Aufmunterung finden könne. Notleidende Studenten und Flüchtlinge kamen auf sie zu, und im Kontakt mit „großen u. interessanten Persönlichkeiten“ gewann sie offenbar neue Sicherheit. Sie schrieb:

„[Ich] betreue einen Kreis von Studenten u. Studentinnen, ich Sorge für Essen, Wohnung und manchmal Geld. Ich nehme regelmäßig an den Bibelstunden der Studentengemeinde teil u. habe viel Freude an unserer durchweg netten auch frommen akademischen Jugend. Die Flüchtlinge aus allen Zonen suchen unser Haus gern auf als Herberge, die Kirchenkanzlei schickt uns fast alles zu! Alles in allem, wurde mein Leben reich an Begegnungen mit großen u. interessanten Persönlichkeiten...“

Soweit schien sich manches im Interesse der Verständigung und der Gemeinschaft neu zu entwickeln. Aber ihre eigentliche Aufgabe, die Leitung von Alt-Bethlehem, bewältigte Marie von Alm nur ungenügend. 22 betagte Frauen litten unter dem Mangel an Nahrungsmitteln, der Kälte im Haus, weil das Feuerholz fehlte, unter mancherlei Leiden und Gebrechen ohne Medikamente und nicht zuletzt an dem Desinteresse ihrer Hausmutter. Die Bewohnerinnen beschwerten sich bei Kuratoriumsmitgliedern des Stifts, aber ohne Erfolg. Daraufhin fuhr eine der Frauen sogar nach Hannover, um die Klagen über Marie von Alm der Oberin vorzutragen. Diesem Schritt folgte von einer anderen Bewohnerin im September 1947 ein Schreiben mit der Bitte, vom Henrietenstift aus

„jedes Aufsehen in diesem Hause [Alt-Bethlehem; W.-R.] zu vermeiden, vielleicht bei Gelegenheit einmal unauffällig die Dinge zu prüfen, sonst aber alles auf sich beruhen zu lassen, es möchte aussehen wie Gehässigkeit, u. das ist es nicht. Wir sind ja auch Dank schuldig, das darf man nicht vergessen.“

Die Kritik der Bewohnerinnen richtete sich gegen die besonders karge und lieblose Versorgung im Stift Alt-Bethlehem. Vorsichtig beschrieb die Bewohnerin ihre Lage:

„Schwester Marie ist keine freundliche Natur, sogar [eine] sehr herbe, u. wir haben uns an ihre Art erst sehr gewöhnen müssen. Jede Dame in diesem Heim musste das, u. alle sind sich darin einig. Die Verpflegung ist, wie sie unter diesen Ernährungsverhältnissen nicht anders sein kann. Allerdings bekommen wir die uns zustehende Milch nicht, in Speisen auch sehr wenig; auch an diesen Mangel haben wir uns gewöhnt, wie an vieles andere, was man auf die Zeitverhältnisse schieben kann. Aber wir möchten alle einen sogenannten Krach vermeiden - wir sind alle alt u. keinen Querelen gewachsen, ich bitte Sie daher freundlichst, von einer ‚Vernehmung‘ der Damen Abstand zu nehmen...“

Oberin Margarete Florschütz reagierte betroffen und nahm sich vor, mit Marie von Alm zu sprechen. Aber es kam nicht dazu. Mutterhausvorsteher Meyer und Pastor Ernst Heinrich Mensching, Vorsitzender im Kuratorium des Stifts Alt- und Neu-Bethlehem, sollten sich der Sache annehmen. Aber es geschah nichts. Zeit verging, und inzwischen war allseits bekannt, dass durch Hausmutter Maries Abneigung „unwürdige Behandlungen der Pfleglinge“, sogar Drangsalierungen und Bestrafungen, vorkamen. Heute

müsste man von Misshandlungen sprechen. Dass im Fall Marie von Alm nicht rechtzeitig eingegriffen wurde, lag an den verantwortlichen Pastoren Meyer und Mensching, die den Konflikt lösen wollten, aber ohne mit der Diakonisse zu sprechen. Und das gelang nicht. Untätig schoben sie die Notlage Alt-Bethlehems Monate und Jahre vor sich her. Erst 1953 wagte Pastor Mensching einen Schritt nach vorn, denn Schwester Maries 70. Geburtstag stand bevor. Erleichtert darüber, dass die Zeit für ihn gearbeitet habe, wandte er sich an seinen Amtsbruder im Henrietenstift mit der Frage: „Sollte es nicht möglich sein, jetzt ohne besondere Komplikationen die Frage, die uns lange beschäftigt hat, zu lösen?“

Der entscheidende Gesprächstermin fand um Jahre verspätet erst Ende Januar 1954 statt. Pastor Meyer verweigerte die Teilnahme mit der vorgeschobenen Begründung, weil das Verhältnis zum Mutterhaus „nicht durch eine etwa als ungerecht empfundene Abberufung getrübet werden dürfe.“ Nun kam alles so, wie es kommen musste: Pastor Mensching legte Marie von Alm die Ablösung nahe und sie reagierte - trotz schonender Erklärungen unter Betonung ihres fortgeschrittenen Alters - mit tiefer Kränkung und Verbitterung. Voller Schmerz teilte sie unmittelbar nach dem Gespräch ihrer Oberin mit, sie gehe in den Ruhestand:

„51 Jahre Schwesterndienst liegen hinter mir, davon 40 Jahre in der schweren Arbeit des Altersheims, sie zählen wohl etwas mehr!? Ich habe immer gern gearbeitet auch habe ich es mir nicht gerade bequem gemacht, aber es gibt Grenzen der Arbeit, körperliche u. seelische und die sind jetzt bei mir vorhanden!!!“

Marie von Alm tat sich übrigens nicht, wie vielleicht vermutet, mit dem Schritt aus dem Arbeitsleben in den Ruhestand besonders schwer. Es war der praktizierte Führungsstil, den sie kritisierte, weil er ihr persönlich schadete und ihrem Ruf, wie auch dem des Altenheims der Diakonie. Deshalb hielt sie es für notwendig, ein „offenes Wort“ an den inzwischen ebenfalls fast 70jährigen Vorsteher Otto Meyer zu richten. Sie schrieb:

„Die Leitung des Mutterhauses hätte doch auf diese peinlichen Angriffe gegen mich einmal offen mit mir darüber sprechen müssen, so wurde nur M[ensching]. gehört u. niemals ich! - ... Ich wäre, wenn ich alles gewusst hätte vor 5 Jahren schon gegangen mit 65 kann man ja mit Anstand pensioniert werden! Ja, ich hatte früher mit meiner Schwester ausgemacht, dass ich mit 60 Jahren zurückkehren würde, der Krieg u. was dadurch kam ließ mich dieses vergessen. Nun ‚ich blieb bis zum bitteren Ende‘.-“

Diakonisse Marie von Alm starb 76jährig am 31. Januar 1960 an den Folgen eines Schlaganfalls im Mutterhaus.

Wenden wir uns nun Minna Siebrecht zu, der Gemeindediakonisse der evangelischen Pfarrgemeinde St. Johannis, mitten in Göttingen. Schwester Minna war hier seit 1941 tätig und wohnte in der Paulinerstraße 2, unmittelbar neben der Kirche. In Göttingen habe man „immer gut zu tun“, schrieb sie in ihrem Jahresbericht von 1943 ans Henriettenstift. 4.703 Krankenbesuche hatte sie in diesem Jahr abgestattet, dazu kamen 462 Fürsorgebesuche und 15 Nachtwachen. 165 Kranke hatte sie gepflegt, davon waren 141 Frauen, 15 Männer und 9 Kinder. 75 ihrer Patientinnen und Patienten wurden gesund, wei-

terhin krank blieben 57, und 33 Kranke hatte sie bis zum Tode versorgt. Diese Angaben bestätigen übrigens die allgemeine Beobachtung, dass sich die christliche Gemeindepflege seit dem 19. Jahrhundert zu einer umfassenden Familienpflege entwickelt hatte, die sich über die eigentliche Krankenpflege hinaus auf Bereiche der Kinder- und Erwachsenenfürsorge erstreckte. Demzufolge konnten Gemeindegewestern möglicherweise einen großen Einfluss auf Gemeindeglieder ausüben. Dies war auch dem Leiter der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV), Erich Hilgenfeldt, klar. Deshalb war er bestrebt, die christlichen Schwestern durch NS-Gemeindegewestern zu ersetzen. Sie sollten „mit der pflegerischen Versorgung nationalsozialistisches Gedankengut bis in das letzte Haus in Deutschland tragen“. In den evangelischen Gemeinden Göttingens jedoch versahen Henriettenstift-Diakonissen weiterhin und sogar mit verstärktem Einsatz ihren Dienst. Die bisherige Gemeindegewestation Alt-Bethlehem teilte sich in drei selbständige Gemeindepflegen auf, in diejenige von St. Albani, von St. Jacobi und von St. Marien.

Am 23. und 24. November 1944 erlebte Schwester Minna einen Bombenangriff auf die Innenstadt, der zehn Menschen tötete und zahlreiche Gebäude zerstörte. Sie selbst zählte zu den Ausgebombten. Das Stift Alt-Bethlehem konnte die Diakonisse wegen Platzmangels nicht aufnehmen. So nahm sie eine Unterkunft in der Wohnung von Frau Else Grisail, einer früheren Patientin, in der Rote Straße 28 an. Bald nach dem Umzug wurde Minna Siebrecht verhaftet. Was war geschehen?

Bei dem Luftangriff war auch das Gefängnis getroffen worden, und einige Häftlinge konnten entkommen. Dr. Albert Hampe, aus dem nahe

gelegenen Jühnde, der wegen Hörens eines englischen Senders und „Wehrkraftzersetzung“ in Untersuchungshaft war, hatte sich in die Wohnung von Frau Grisail geflüchtet, mit deren Mann er offenbar befreundet gewesen war. Hampe befand sich in größter Gefahr. Zur weiteren Flucht brauchte er Kleidung und Proviant. Minna Siebrecht entschloss sich schnell, alles per Fahrrad aus Jühnde herbeizuschaffen und seine Familie zu informieren. Bald darauf verließ Dr. Hampe die Wohnung der beiden Frauen.

Mitbewohner hatten die Vorgänge im Haus wahrgenommen und Anzeige erstattet. Frau Grisail wurde sofort verhaftet. Minna Siebrecht wurde verhört und einige Tage danach, am 13. Dezember 1944, festgenommen. Auch Dr. Hampe entkam seinen Verfolgern nicht. Minna Siebrecht und Else Grisail verbrachten kurze Zeit im Gefängnis, dann wurden sie von der Gestapo in „Schutzhaft“ genommen. Der Gerichtstermin fand dann überraschend schnell am 22. Dezember 1944 in Göttingen statt. Rechtsanwalt Dr. Hermann Föge, eine demokratisch denkende Ausnahmeerscheinung, übernahm die Verteidigung von Minna Siebrecht. Er schätzte ihre Lage für „sehr ernst“ ein, da es sich um den Vorwurf der „Begünstigung eines politischen Verbrechens“ handelte.

Mutterhausvorsteher Meyer und die leibliche Schwester von Minna Siebrecht, Louise Goetze aus Boffzen, nahmen an der Verhandlung teil. Pastor Meyer trat als Leumundszeuge auf. Schwester Minna wurde eingehend vernommen, doch sollte die Urteilsverkündung erst erfolgen, wenn Dr. Hampe abgeurteilt war. Vorsteher Meyer hielt dazu in einer Aktennotiz am 29. Dezember fest:

„Schwester Minna war zu dem Termin entlassen, hatte lediglich die Auflage erhalten, sich sofort nach dem Termin wieder bei der Gestapo zu melden. So hatte ich die Gelegenheit, ausführlich vor und nach dem Termin mit Schwester Minna zu sprechen. Ich habe sie auf ihr Verschulden hingewiesen, auch auf die Not, die sie dem Mutterhaus bereitete, habe ihr selbstverständlich auch innerlich zu helfen versucht. Ich war mir nicht ganz klar, ob sie wohl ihre Schuld wirklich in der Tiefe erkannte.“

Pastor Meyer wertete die Tat ohne Einschränkung als „Verschulden“ und gab der Diakonisse zu verstehen, dass sie nicht im Sinne des Mutterhauses gehandelt habe, ja es sogar noch in Gefahr brachte. Dem gegenüber war sich Minna Siebrecht keiner Schuld bewusst. Keinen Gedanken verlor sie, um das Mutterhaus oder gar sich selbst zu schützen. Vom Augenblick ihrer Entscheidung an handelte sie aus einer tiefen persönlichen Überzeugung heraus. Noch 1947 ließ sie die Oberin wissen:

„Ich habe nach Gottes Willen und meinem Gewissen getan, als ich dem Menschen half, der in Lebensgefahr war und hatte in der ganzen schweren Zeit ein gutes Gewissen und kann jederzeit u. mit jedermann darüber sprechen. Im Stift meint man zwar immer noch, daß ich 'unklug gehandelt' hätte. Man versteht mich eben darin nicht.“

Minna Siebrecht war nach der Gerichtsverhandlung auf Befehl der Hildesheimer Gestapo wieder inhaftiert worden. In Alt-Bethlehem tauchte sie nur noch ganz kurz in Begleitung eines Beamten der Gestapo auf, um Zivilkleidung zu holen und sich umzukleiden. Auch Pastor Meyer sah sie hier vorerst ein letztes Mal und bemerkte: „Sie war sehr aufgeregt, fast zerbrochen. Es wurde ihr

jetzt wohl erst der ganze Ernst der Situation klar.“ Pflichtgemäß setzte er sich weiter für Minna Siebrecht ein und fuhr am 23. Dezember zur Gestapo nach Hildesheim, um eine Haftentlassung zu bewirken. Dort gelangte er zu der Auffassung, dass jeder Versuch, der Diakonisse zu helfen, aussichtslos sei.

Die Gestapo brachte Minna Siebrecht nach Hannover in das Verpackungswerk Günther Wagner, Hansastraße 4, welches zu einem „Arbeits-erziehungslager“ für Frauen umfunktioniert wurde. Hier leistete Schwester Minna Zwangsarbeit unter Aufsicht der Gestapo-Beamtin Margarete Knochenhauer. Als Vorsteher Meyer dorthin die angeforderte Wäsche und Kleidungsstücke brachte, erfuhr er von der Aufsichtsbeamtin, dass Minna Siebrecht, weil sie zu schade für den Fabrikbetrieb gewesen war, „in eine Kinderarbeit hineingenommen [wurde], d.h. in die Betreuung der ausländischen [Zwangs-] Arbeiterkinder.“

Währenddessen hatte Louise Goetze den Bürgermeister ihrer Heimatgemeinde Boffzen, Friedrich Wilhelm Korte, um Hilfe gebeten. Dieser war, so Frau Goetze, „zwar ein alter, ganz alter PG [Parteigenosse], aber seit langem nicht mehr deren Mann.“ Korte fuhr sogleich nach Hildesheim zur Gestapo und sprach mit dem zuständigen Kommissar Huck. Aus dem überlieferten Aktenmaterial ist nicht nachzuvollziehen, was sich bei diesem Gespräch abgespielt hatte. Jedenfalls gab es danach Grund zur Hoffnung, obwohl wieder Tage des Wartens und Bangens folgten. Im Rückblick schrieb Louise Goetze:

„Die Entlassung meiner Schwester aber verzögerte sich. Deshalb schrieb Herr Korte nach 14 Tagen an seinen Kommissar: ‚Frau Siebrecht [die 72jährige Mutter Wilhelmine Siebrecht; W.-R.]

bestürmt mich fast täglich und fragt nach ihrer Tochter. Ich kann die alte Dame nicht länger hinhalten, bitte schicken Sie Schwester Minna Siebrecht nach Hause.‘“

Die Entlassung erfolgte tatsächlich unmittelbar auf Kortes Schreiben. Mitten in der Nacht transportierte man Minna Siebrecht nach Boffzen zum elterlichen Haus und ließ sie frei.

Am 26. Februar 1945 meldete sich Schwester Minna erstmals wieder im Henriettenstift:

„Sehr geehrter, lieber Herr Pastor! Am Sonnabend bin ich nun entlassen u. bin sehr dankbar, diese Zeit mit Gottes Hilfe einigermaßen gut überstanden zu haben... Nach einer sehr umständlichen Fahrt u. unter Bordwaffenbeschuß kam ich nachts 1 Uhr zu Hause an. Die Freude war groß. Nun bin ich froh, wieder ein geordnetes Leben führen zu können. Den Bemühungen unseres Bürgermeisters ist es zu danken, daß ich früher dort fort kam, als beabsichtigt war... Mit meiner Gesundheit bin ich z. Z. ein bißchen sehr herunter... Hoffentlich sind Sie im Stift behütet geblieben und geht es allen gut. Recht herzlich grüße ich Sie, Ihre liebe Familie, Frau Oberin, Schwester Auguste u. das ganze Mutterhaus. Ihre dankbare Schw. Minna Siebrecht.“

Minna Siebrecht blieb einige Wochen bei ihrer Familie, dann zog es sie zurück in die Mutterhausgemeinschaft und bald auch an ihren Arbeitsplatz. Was sie jedoch im Arbeitslager der Gestapo erlebt und miterlebt, erlitten und miterlitten hatte, ließ sich nicht wie eine gewöhnliche Episode vergessen oder wie eine Grippe kurieren. Wohl fand sie zunächst Ruhe und Pflege bei ihrer Mutter. Doch weit über die Kriegszeit hinaus ist aus ihren Briefen ein Verlangen nach in-

tensiver Anteilnahme erkennbar, um die durch Gewalteinwirkung verursachten seelischen Qualen, die möglicherweise körperliche Krankheiten nach sich gezogen haben - Psychotherapeuten würden hier vom „Trauma“ sprechen - verarbeiten zu können.

Anfangs erklärte Minna Siebrecht nur vage ihre Schwierigkeit, sich im Alltag zurechtzufinden: „Ich hatte erst wieder die ganze Woche zu tun, um wieder einigermaßen zurechtzukommen, da mich jede Anstrengung noch sehr angreift.“ Später äußerte sie das Bedürfnis, über sich zu reden, von den Mitschwestern gehört und verstanden zu werden; vor allem von der Mutterhausleitung wollte Schwester Minna mit ihren inneren, christlich empfundenen Beweggründen und Handlungsmotiven angenommen, akzeptiert und geachtet werden.

Sie kam übrigens nicht mehr in ihre ehemalige Göttinger Gemeinde zurück. Seit 12. Juli 1945 arbeitete sie in St. Andreasberg im Harz, wo es freilich im Winter besonders kalt und verschneit war und die Gänge zu den Hausbesuchen entsprechend beschwerlich. Erst Ende 1946 machte sie einen zaghaften Versuch, die bisherige Sprachlosigkeit zu überwinden, indem sie das Mutterhaus auf einen Zeitungsbericht über die Lager in Hannover aufmerksam machte. Sie schrieb an Oberin Margarete Florschütz: „So nach und nach vergesse ich auch die Lagerzeit. Sie haben ja wohl in der Zeitung gelesen, was über die Lager in Hannover geschrieben wurde, das habe ich alles selbst erlebt.“ Zu dem erhofften Angebot eines Gesprächs kam es daraufhin nicht. Als auch während eines Besuchs im Mutterhaus im Sommer 1947 keine Möglichkeit gegeben war, mit dem Vorsteher und der Oberin zu sprechen, ließ sie von ihrer Bitterkeit Schwester Elise Müller wissen, die an Pastor Meyer heran-

trat. Dieser verfasste daraufhin ein Schreiben an Minna Siebrecht, in dem er einen vorwurfsvoll scharfen, in alten Gedankengängen verhafteten Ton anschlug. Nach der rhetorischen Frage an die Diakonisse: „Haben Sie sich wohl zu der erwähnten Besprechung angemeldet, wie wir das immer wieder erbitten?“ fährt er fort:

„Haben Sie sich wohl schon einmal Gedanken über die Fülle der Last gemacht, die auf der Stiftsleitung ruht? Aber es gibt noch viel ernstere Fragen. Sind Sie sich dessen bewußt, daß Sie durch Ihr Göttinger Verschulden auch dem Mutterhaus und der Schwesternschaft Not gemacht haben? Haben Sie das wohl einmal recht erkannt? Oder sehen Sie nur empfangenes Unrecht in dem, was Sie erlebt und erlitten haben? - Sehen Sie, liebe Schwester Minna, gerade diese Fragen mit Ihnen zu besprechen, ist mir schon lange ein Herzensanliegen...“

Der hier zitierte Brief vom Sommer 1947 macht deutlich, dass Vorsteher Otto Meyer bis zu diesem Zeitpunkt nicht fähig war, Opfer von Tätern des NS-Regimes klar zu trennen. Dieses Schreiben blieb allerdings im Mutterhaus liegen, weil die Oberin befürchtet hatte, dass dadurch „leicht erneute Mißverständnisse entstehen könnten.“ Statt dessen erhielt Minna Siebrecht am 29. Juli 1947 erstmals einen Gesprächstermin, der jedoch keine Notiz in den Akten hinterließ. An Oberin Florschütz schrieb sie danach versöhnlich und dennoch weiterhin nach einem Miteinandersprechen verlangend:

„Ich möchte Ihnen sagen, daß ich Ihnen das nicht mehr nachtrage. Nur müßten wir bei passender Gelegenheit noch darüber sprechen. Sie scheinen zu denken, daß mir ein Gespräch darüber peinlich sein würde. Das ist aber nicht der Fall...“

Auch ist diese ganze Sache für mich keine Schande, eher das Gegenteil u. ich denke oft, daß das Stift sich das besser zu nutze machen könnte.“

Minna Siebrecht erreichte nicht, was sie erreichen wollte, nämlich eine offene Auseinandersetzung des Henriettenstifts mit der NS-Zeit. So zog sie es vor, alles was sie fortwährend mündlich mitteilen und zugleich bewältigen wollte, in einem „Büchlein“ niederzuschreiben. Sie dachte sogar daran, ihre Lagererlebnisse später zu veröffentlichen. Leider kam es nicht dazu und dieses Büchlein ist heute nicht mehr auffindbar.

Zehn Jahre später gingen wieder Briefe von Minna Siebrecht mit Göttinger Absender im Mutterhaus ein. Nach einem Herzinfarkt war ein Krebsleiden zum Durchbruch gekommen, weshalb sie sich im Juni 1956 im Krankenhaus Neubethlehem einer Radium-Behandlung unterziehen musste. Mutlos und verzweifelt schrieb sie Frau Oberin, sie habe in letzter Zeit so gelitten und sei nur noch ein Schatten ihrer selbst. Einen Monat später, am Tag vor der Entlassung flammte ein Hoffnungsschimmer auf, sie berichtete:

„Einige Male war ich ja aus dem Bett u. ich kann auf den Beinen stehen, aber Laufen muß ich wohl wieder lernen. Herr Professor Martius ist mit mir sehr zufrieden u. ich bin als geheilt entlassen, was die Bauchsache anbetrifft. Das ist ja auch schon ein Gottesgeschenk.“

Schwester Minna ließ sich wieder von ihren Familienangehörigen, deren Mittelpunkt sie war und blieb, gesund pflegen. Danach ging sie gestärkt ins Mutterhaus zurück und erfüllte noch zehn weitere Jahre ihre Aufgabe an ihrem Arbeitsplatz, diesmal in der Nähstube. Denn im

Frühjahr 1951 war sie, die in jungen Jahren das Schneiderhandwerk bis zur Gesellin erlernt hatte, als Leiterin der Kleiderwerkstatt eingesetzt worden; ein Bereich, den sie gern übernommen hatte. Erst in ihrem siebzigsten Lebensjahr bat sie um Ablösung, weil ihre Kräfte aufgebraucht seien. Ihren Feierabend begann sie im Marienheim in Bad Rehburg, einem Diakonissen-Erholungsheim am Rande des Rehburger Waldes. Hier, inmitten der Natur, bei frischer Luft und Waldspaziergängen, wollte sie sich von all den Jahren, „in denen sie etwas viel durchgemacht“ hatte, erholen. Aber auf Dauer konnte sie die Abgeschiedenheit nicht ertragen. So sandte die inzwischen 81jährige Diakonisse einen Hilferuf ins Mutterhaus: „Die Einsamkeit hier macht mir sehr zu schaffen! - Daher möchte ich Sie sehr herzlich bitten, mich ins Feierabendhaus zu holen! - Ich brauche nun doch mal etwas Zuwendung u. gelegentlich etwas Hilfe.“ Seit 1983 wurde sie im Feierabendhaus, dem Altenheim des Mutterhauses, betreut und gepflegt. Diakonisse Minna Siebrecht, geboren am 11. Oktober 1898 in Boffzen, starb im hohen Alter von fast 92 Jahren am 2. Juli 1990 in Hannover.

Bei ihrer Beerdigung fielen Worte der Anerkennung. Mutterhausvorsteher Pastor Wolfgang Helbig sprach über Schwester Minnas ausgeprägten Gerechtigkeitssinn, über ihren Einsatz für Dr. Hampe und über ihre erlittene Lagerhaft. Louise Goetze dankte ihm dafür und schrieb: „Ich wünschte, meine Schwester hätte Ihre Predigt hören können.“

Wir sind fast bei der Gegenwart angekommen, weil die NS-Zeit gravierende Spuren und tiefe Wunden hinterlassen hatte. In den dargestellten Beispielen lag auch ein Versagen seitens der Mutterhausleitung vor. Die von ihr durchgesetzte Sprachlosigkeit ist nicht nur als einen Mangel an

Verantwortung zu interpretieren. Wir haben es mit einer Form von Unterdrückung zu tun, deren Tradition bis ins 19. Jahrhundert zurückreicht.

Vor diesem Hintergrund sollte noch ein weiterer Problembereich zumindest angesprochen werden, nämlich der Schwesternmangel und die anhaltende schwere Arbeitsüberlastung der Diakonissen mit zum Teil tragischen Folgen. Beispiele dazu liefert ebenfalls die Göttinger Studie. Als die so genannte „Schwesternnot“ Mitte der 1960er Jahre ihren Höhepunkt erreicht hatte, meinte Mutterhausvorsteher Pastor Karl-Friedrich Weber (Amtszeit von 1955-1971), an dem Desaster seien die jungen Frauen draußen Schuld, weil sie nicht mehr zur Diakonie bereit seien. Das war mit Sicherheit zu einfach gedacht und allein mit dem Ev. Diakonieverein leicht zu widerlegen, denn der hatte nach dem Krieg starken Zulauf. Ich meine, es war der patriarchale Führungsstil, der seine Anziehungskraft vollends eingebüßt hatte. Gewiss kann man nicht sagen, dass eine Frau, die Diakonisse werden wollte, im Mutterhaus in erster Linie eine Förderung der Frauenemanzipation suchte. Aber anhand des Göttinger Materials ist doch festzustellen, dass unter den Diakonissen auch Frauen waren, die persönliche Missachtungen, demütigende Behandlungen, die Verweigerung des weiblichen Mitspracherechts und den Zwang zur Arbeit ohne Freizeitausgleich und ohne definitive Altersbegrenzung als ein Unrecht begriffen. Unter den vorgegebenen Bedingungen haben die Diakonissen an Würde verloren. So konnten sie damals für junge, aufstrebende Frauen keine ausreichenden Vorbilder mehr sein.

Mit dem Amtsantritt von Oberin Lieselotte Pfeiffer (Theologin, Amtszeit 1966-1979) und Vorsteher Pastor Wolfgang Helbig (Amtszeit 1971-1997) wurden im Einklang mit dem Kaiserswerther Verband Reformen in Angriff genom-

men. In der von Wolfgang Helbig 1985 herausgegebenen Festschrift „...neue Wege, alte Ziele – 125 Jahre Henriettenstiftung“ wurde der Name von Diakonisse Minna Siebrecht nicht genannt. Die NS-Zeit wurde ausgespart. Die Schwesternakten blieben geschlossen.

Dr. rer. cur. Traudel Weber-Reich  
Baurat-Gerber-Straße 7  
37073 Göttingen  
Tel.: 0551 / 55160  
tweber2@gwdg.de